

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 37 (1933-1934)
Heft: 14

Artikel: Der letzte Bauernhof
Autor: Sturmman, Manfred
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-669553>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 18.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

dabei öfter zwischen Viehherden, die nach vielen Hunderten zählten und auf Quadratmeilen großen Hochlandangern zerstreut weideten, keine einzige wirkliche Milchkuh. Da lernt man sattelfest werden, wenn das Maultier steile, steinige Berge erklimmt, die ein Pferd nie nehmen könnte, oder wenn der harte Traber stundenlang über weglose Grasebenen stoßend geht.

Die Kühe der brasilianischen Großgrundbesitzer werden nie gemolken, außer in schweren Krankheitsfällen. Dann gilt Milch als Heilmittel. Sonst besorgen die Kälber das Melken allein, und die Aufzucht geschieht nur zur Fleischpro-

duktion. Die Tiere werden herdenweis in wochenlangen Triften zur Hauptstadt gebracht.

Unter dem großhörigen, mißgestalteten Vieh fand ich nicht eine Kuh, welche für Milchgewinnung den Transport bis zum Bahnhofe von Itapetininga wert gewesen wäre! — Nach langem Suchen gelang es mir, leidlich brauchbare Milchkühe zu finden, die an sich billig waren, aber auch selten in einer dreihunderttägigen Milchzeit mehr als tausend Liter lieferten.

So vollzog sich ein langsames Vorrückarbeiten von Jahr zu Jahr, um aus einem Walde ein Gut zu machen.

Wenn wir genug gelitten.

Wenn wir genug gelitten,
Dann winken uns Sterne mit blassem Schein,
Dann gehn wir mit lautlosen Schritten
In die tiefblaue Stille ein.

Kein Tag währt je so lange,
Daß nicht die Nacht ihn mild begrenzt
Und unser Haupt, das bange,
Mit Schlummernohn umkränzt.

O Friede der dunklen Gassen!
O fernes Geläute vom Dom!
O gutes Sichfallenlassen
In der Träume bunt-schillernden Strom!
Gesühnt ist, was wir verschuldet;
Die Seele ist ohne Harm.
Uns nimmt, wenn genug wir geduldet,
Die Nacht in den Mutterarm. . .

Heinrich Anacker.

Der letzte Bauernhof.

Von Manfred Sturmann.

Er hat sich behauptet wider die sich ausbreitende Stadt und wider die gegen ihn anstürmende Zeit, dieser letzte Bauernhof. Dicht an ihm vorbei verläuft die schöne asphaltierte Autostraße ins Innere der Stadt. Keine hundert Meter von ihm entfernt erheben sich die neuen hellen Wohnhäuser. Auf der anderen Seite liegen sauber gepflegte Anlagen, Parks und Gärten, in denen die Willen der Reichen stehen.

Mitten in dieser ihm neuen und, wie ihn dünkt, feindlichen Welt, sitzt der alte Bauer auf seinem Hof, den seine Väter seit Jahrhunderten inne hatten. Hart an die neue Autostraße grenzt seine Weide, und sein Vieh hat sich an den Anblick der in der Sonne dahinblickenden Fahrzeuge gewöhnt. Etwas weiter draußen, aber immer noch im Weichbild der Stadt liegen seine Äcker, und die Halme des Kornes ragen in den noch nicht umbauten Hof eines neuen Wohnblocks hinein. Am Morgen fährt der von Ochsen gezogene Leiterwagen zur Arbeitsstätte, manchmal, um den Weg abzukürzen, über die Autostraße, und der Hofhund, ein buntgekreuzter wolliger Gefelle, trottet mit hängenden Ohren hinterdrein. Abends sitzen die Mägde auf dem

Hofe. Sie sitzen, wie sonst auf dem Lande, auf einer Wagendeichsel und schaukeln sich. Das Gelächter der Knechte dröhnt in die abendliche Stille und mischt sich seltsam mit dem krachenden Geräusch der Lautsprecher drüben in den Wohnhäusern.

Wenn die Knechte im Juni das Heu mähen, sehen ihnen die herumspielenden Stadtkinder zu, und eine Schwester darf mit ihrem vergnügt zappelnden Säugling auf einem der Heuhaufen Platz nehmen und sich sonnen. Es geschieht, daß ein im Rasen liegender und vor sich hindösender Faulenzer von dem warmen Atem einer äsenden Kuh erschreckt wird, und daß der Bauer in plötzlich aufkommendem Unwillen, den Knüppel in der Faust, eine Rotte von Buben von seinem Kleefeld treibt.

Ja, hier liegen zwei Welten dicht beieinander: die ruhige, behagliche, breite des bäuerlichen Lebens und die zuckende, nicht Ruhe gebende der sich ausbreitenden und in die Landschaft sich hineinfressenden Großstadt. Und es gibt einen fortdauernden Kleinkrieg zwischen diesen Welten.

Aber der alte Bauer hat einen harten Schädel.

Er trotzt der anstürmenden Gewalt. Er gibt nicht einen Streifen seines Bodens her. Die städtischen Baupläne haben einen weißen Fleck: das ist der Hof des Bauern. Vergebens hat sich der städtische Gartenbaumeister eine wundervolle Anlage zurecht gedacht und in der Tagespresse öffentlich projiziert hier mitten im neuentstandenen Teil der Stadt. Der Bauer machte einen dicken Strich durch die Rechnung. Und als die Stadtväter mit ihrer verlockenden Ablösungssumme kamen, hat der alte Bauer nur verächtlich den Kopf geschüttelt. Hier waren seine Väter, hier wird auch er bleiben. Diesen Boden, von Ahnesohn ererbt, hatte er an Sohnesohn weiterzugeben. Hier wird er bleiben, und wenn er sich mit den Zähnen in den Boden festbeißen müßte, und wenn sie ihn vollends einschließen mit ihren Häusermauern — der Hof bleibt bestehen, und die Äcker tragen weiter! Es hat um diese Sache Auftritte und Prozesse gegeben: Eine Stadt, und noch dazu eine große und von aller Welt gelobte, wird doch Herr werden über ein einziges eigensinniges Bäuerlein! Nein, sie wurde nicht Herr. Der Bauer fand sein Recht und behielt seinen Dickhädel. Er blieb breit und selbstbewußt auf seiner Scholle sitzen, und die große und von aller Welt gelobte Stadt mußte sich bescheiden.

Der Bauer wohnt in seinem alten Hause mit seiner Frau und seinen Söhnen, als hätten die Jahre keine Veränderungen rings um ihn gebracht. Für ihn ist die neue Zeit ohne Belang, er sieht die wachsenden Bauten nicht und nicht die hastigen Menschen, die man ihm als Nachbarn vor die Nase gesetzt hat. Er und die Seinen kleiden sich häuerlich und lassen nicht um einen Deut von ihren Gewohnheiten.

Sonntags geht man in die Kirche, in die neue, ein schmuckes Gebäude in modernen Formen. (Die alte ehemalige Dorfkirche ist seit einem Jahrzehnt verschwunden). Dann sitzen Bauer und Bäuerin, Söhne, Knechte und Mägde inmitten der andächtigen Städterschar. Und der Bauer ist nach ungeschriebenem Gesetz der König der Kirchengemeinde. Er sitzt breit und eigenwillig im vordersten Betstuhl und ist sich seiner Würde bewußt.

Auf seinem Hof hat sich nichts verändert. Ställe, Remise, Wohnhaus — sie bilden das übliche Viereck, als Schutzstellung gedacht gegen von außen herankommende Gefahr. Es ist, als wolle sich der Hof abkehren gegen alles, was nicht zu ihm gehört; denn die Häuser umhegen einen alten Bezirk, in welchem das uralte Familiengesetz nach wie vor seine strenge Geltung hat. An Winterabenden sitzt alles um den Herd, die Spinnräder der Mägde schnurren, und die Männer beugen sich über ihre Schnitzarbeit. Sie alle sitzen um den alten wurmstichigen Eichentisch und löffeln ihre einfache Mahlzeit in sich hinein. Sie fluchen über den Regen, wenn er die Ernte bedroht, und machen das Kreuz nach getanem Dienst. Sie sind fromm und gradlinig und gleichen den Gestalten, die sie in abendlicher Muße aus ihren Hölzern schnitzen.

Manchmal ist es dem alten Bauern arg, daß er den früheren Ausblick verloren hat. Einst konnte er, stand er auf seinem Feld, weit Umschau halten, bis an die Bergkette, und sah nur Halme, ein Stück Wald, ein ländliches Dach vielleicht. Jetzt aber ist er eingefeilt, der Blick bricht sich an städtischem Machwerk. Es ist, als würde der Atem schwer bei dieser Enge, und man ist versucht, die Knechte zu rufen, um mit der Spitzhacke in den Häuften das alles einzureißen und dem Boden gleichzumachen, gutes Brot darein zu pflanzen. In solchen Augenblicken ist es nicht gut, dem Bauer zu nahe zu kommen. Man geht ihm besser aus dem Wege.

Wenn dann aber die Herbststürme kommen, das Gewölk sich aufstürmt und rasende Regen herabstürzen, wenn in sommerlichen Nächten die Gewitter wie die Gelächter von unsichtbaren Dämonen den Himmel entlangtollen — ist es dem Bauer wohl zumute. Das gehört zu seiner Welt, und die fremde drüben wird dabei ganz klein und jämmerlich. Der Sturm faucht sie ihm vom Leibe, Blick und Atem gehen weit, unendlich weit über sie hinweg, nur sein Hof, seine Weiden, seine Äcker dehnen sich und wachsen über alles hinaus, was der Mensch mit seinen Sinnen nur erfassen kann.

Das verschwundene Raubtier.

In der Morgenfrühe eines noch nicht sehr weit zurückliegenden Oktobertages herrschte auf dem soeben in Hamburg eingetroffenen Dampf-

fer „Majumba“ eine nicht geringe Aufregung. Die für die Firma Karl Hagenbeck an Bord befindlichen Tiere sollten ausgeladen werden, und